

Frühschicht im OP

Wie das Landspital Langnau ums Überleben kämpft

Die Reportage — 16

Unter Beschuss

Das Töten von Rindern auf der Weide erregt die Gemüter

Mensch Müller — 21

«Heutzutage würde man mich mit Ritalin behandeln»

Humorist Bänz Friedli über das Belauschen von Kids im Tram, den peinlichsten Auftritt, seinen Job als Family-CEO und Toni Brunner, der ihm auf die Schulter klopft



«Wir waren ohnehin viel schlimmer als die angeblich so schlimme Jugend heute»: Bänz Friedli, 50

Andreas Kunz (Text)
und Basil Stücheli (Fotos)

Männer, die nicht erwachsen werden wollen, können richtig peinlich sein. Sie schreiben SMS im Jugendslang und kurven angesteift auf dem Rollbrett herum, in Kapuzenpulli und grellen Turnschuhen. Bei Bänz Friedli ist das anders. Der 50-jährige Humorist und Autor behielt die jugendliche Neugierde – und kombiniert sie mit dem reifen Erfahrungsschatz des präzisen Beobachters. Auch beim Interview in einem Zürcher Starbucks wechselt Friedli mühelos zwischen frechen Sprüchen und lebensgetreuen Analysen. Vor allem, wenn es um seine Spezialgebiete geht, das Leben als Hausmann und die Jugend von heute.

Herr Friedli, was bedeutet die Abkürzung hdmfg?

Ha di mega fescht gärn.

ggg?

Hmm, etwas mit Grölen und Grinsen?

«Ganz gross grins». Was bedeutet im Jugendslang Wayne?

Warten Sie! Mist, ich wusste es doch ...

«Wen interessiert?». Ihre Lieblingsabkürzung der Jugendsprache?

tmi für «too much information», spricht: Das wollte ich nicht wissen. Typisch. Im Gegensatz zu mir können die Digital Natives viel besser mit der Informationsflut umgehen und Wichtiges von Unwichtigem trennen. Lesen meine Kinder im «Blick am Abend», Melanie Winiinger habe eine Affäre mit irgendeinem Bachelor, schmeissen sie die Zeitung weg: «tmi!» Ich kralle das Blatt dann aus dem Altpapier, muss den Quatsch lesen.

Sind Ihre Kinder so viel besser, als Sie es früher waren?

Fortsetzung — 15

Berner Sprachkünstler

Während zehn Jahren schrieb **Bänz Friedli** die Mutter aller Familienkolumnen im «Migros-Magazin», die auch in seinem neuen Buch «Es gibt Tage, da sind alle Menschen blau und sprechen Chinesisch» enthalten sind. Sein Cabaretprogramm «Gömmmer Starbucks?» füllt derzeit alle Säle, im Mai wurde er mit dem Salzburger Stier ausgezeichnet, dem renommiertesten Kleinkunstpreis im deutschsprachigen Raum. Der gebürtige Berner und ehemalige Musikjournalist lebt mit seiner Frau und den beiden Kindern in Zürich.

Fortsetzung

Bänz Friedli

Absolut. Der Unterricht im Gymnasium ist fünfmal anspruchsvoller als zu meiner Zeit. Ebenso hart geworden ist der Arbeitsmarkt. Früher fand jeder eine Lehrstelle, einen Job. Viel grösser ist bei den Jungen auch die soziale Reife. Oft denke ich, wow, hätten wir das bloss so gut gekonnt! Allein schon, wie rücksichtsvoll 16-Jährige heute Schluss machen, verblüfft mich.

Wie haben Sie denn Ihre Freundinnen verlassen?

Himmel! Wir in Bern zitierten bestenfalls Kuno Lauener: «Cha nüm mit dir zäme sy.» Wenns hoch kam, sagten wir diesen Satz. Grauenhaft. Über manches schäme ich mich noch immer. Wir waren ohnehin viel schlimmer als die angeblich so schlimme Jugend heute.

Was hat der junge Bänz Friedli denn angestellt?

Ich habe Wände verspritzt, und zwar im gröberen Stil, gekifft, bis zur Besinnungslosigkeit gesoffen. Was ich am Eidgenössischen Turnfest 1984 machte? Ich weiss es nicht mehr. Dagegen sind die heutigen Botellones harmlos. Einmal klauten wir Bauabschrankungen, verbarrikierten damit die Strassen und erklärten unser Dorf für verkehrsfrei. Wir tatens allerdings mit dem Auto meines Vaters – ich war noch keine 18 und hatte keinen Fahrausweis.

Umso erstaunlicher, dass Sie gut herausgekommen sind. Kürzlich haben Sie mit Ihrem Bühnenprogramm gar den renommierten Salzburger Stier gewonnen. Wann haben Sie gemerkt, dass Sie ein Auge haben für die Absurditäten des Alltags?

Ich war in meinen 20 Jahren als Journalist schon Beobachter. Dann fragte «20 Minuten» mich für eine Pendlerkolumne an, und ich hatte offenbar ein Flair für das Unscheinbare. Sagten andere. Später zeigte sich mit der «Hausmann»-Kolumne im «Migros-Magazin», dass Hunderttausende Frauen im Land dankbar waren, ihre Welt endlich mal in der Zeitung gespiegelt zu sehen. Eigentlich mach ich stets Reportagen, auch im Bühnenprogramm.

Darin persiflieren Sie nicht nur die Jugend liebevoll, sondern Sie machen sich auch lustig über Fussballer, Sozialarbeiter, Politikerinnen. Wie kommen Sie auf Ihre Ideen?

Ich habe eine Störung. Mein Vater war früher im Tearoom immer unmöglich. Er lauschte allen Gesprächen an den Nachbartischen, konnte einfach nicht nicht hinhören, und ich regte mich furchtbar auf. Als er gestorben war, merkte ich, dass ich dieselbe Störung habe und meinen Kindern damit genauso auf den Sack gehe.

Sie sind ein Voyeur?

Ich kann nicht anders. Eine klassische Aufmerksamkeitsstörung, die heutzutage mit Ritalin behandelt würde. Ich nenne es lieber Wahrnehmungsbegabung, schliesslich lebe ich davon. Wenn ich im Zürcher Tram oder in Bern beim Loeb Jugendlichen zuhöre, ist das oft so lustig, dass ich es dringend aufschreiben und für mein Programm nutzen muss.

Und was ist lustig an Fussball?

Da habe ich den Vorteil, dass ich YB-Fan bin. Offenbar bemitleidenswert. Das kannst du überall erzählen, schon lachen alle...

Was ist lustig an Sozialarbeitern? Der Jargon. Wenn sie dem Balkan-Raser sagen, dass auch Schweizer ganz, ganz wertvolle Mitmenschen seien «und ich es nicht gut fände, wenn du sie überfahren würdest». Oder wenn sich ein Jugendarbeiter namens Jakob den Jungen als

«Jäck» anbietet. So was muss man satirisch verarbeiten!

Ihr Programm heisst «Gömm Starbucks?» Wie reagieren Jugendliche, wenn Sie deren Sprache auf der Bühne nachahmen?

Ich sage ihnen stets: «Ihr könnt jetzt heimgehen, ich erkläre euren Alten, wie ihr seid.» Aber sie bleiben immer. In Spreitenbach AG, dem Einwanderungsort schlechthin, sassen in der ersten Reihe sieben Jugendliche mit Kapuzenpulli. Ich war nervös, aber dann kamen wir live ins Gespräch, und es ergab sich eine einmalige Situationskomik. Wenn sie sich am Schluss verstanden fühlen, vielleicht sogar einen kleinen Triumph feiern, weil sie den Eltern sagen können: «Schaut, der findet uns cool», habe ich natürlich Freude.

Wie reagieren Politiker auf Ihre Sprüche?

Den SVP-Präsidenten Toni Brunner kannst du in der «Zytlupe» auf Radio SRF 1 veräppeln, Tage später klopft er dir im Intercity auf die Schulter: «Sie glatter Chog! Der Chabis, den Sie wieder über mich erzählt haben!» Linke verklagen dich sofort. Der Genfer Grünen-Nationalrat Antonio Hodgers wollte mir eine Rassismusklage anhängen, weil ich mich angeblich über die Welschen lustig gemacht hätte. Das Problem war: Sein Deutsch war zu schlecht, er hatte den Sketch nicht verstanden.

Warum sind die Linken oft so humorlos?

Es gibt Ausnahmen. Aber die SVP hat vermutlich besser gelernt, einzustecken. Und sie hat begriffen, wie wichtig es ist, im Gespräch zu sein – sei es auch in einem Satiregefäss.

Das politische Cabaret hat sich jahrelang praktisch nur über die SVP lustig gemacht. Deshalb finde ich es so abgegriffen. Gewiss lasse ich die Partei nicht aus, aber nachdem ich mich über den schönen Adrian Amstutz lustig gemacht habe, komme ich gerne sogleich zur schönen Pascale Bruderer, die immer so beherrscht ist und jede Silbe berechnet. Die Leute sind verwirrt und denken: Was ist er jetzt? Ein Linker oder ein Rechter? – Keines von beidem. Ich bin Satiriker.

Die Schweizer Satire ist im internationalen Vergleich eher harmlos. Müsste man nicht verletzender sein, um den wunden Punkt zu treffen? Fürs neue Programm habe ich durchaus Sachen in petto, bei denen einige erschrecken werden. Aber man muss auch die Mentalität des Publikums berücksichtigen. Der US-Komiker Bill Maher reagierte schon am Abend des «Charlie Hebdo»-Attentats bissend lustig und unglaublich gescheit, mir blieb der Mund offen. So was wäre hier unmöglich.

Was haben Sie gemacht zum Thema?

Ich habe zwei Tage nach dem Attentat auf der Bühne «Je ne suis pas Charlie» gesagt, weil mich die Pseudobetroffenheit befremdete – und gemerkt, dass die Leute es noch nicht goutierten. Auch beim Germanwings-Absturz baute ich am Tag nach der Tragödie eine Bemerkung ein – es kam nicht gut an. In der Schweiz gibt es eine Pietätsspanne bei solchen Ereignissen. Es geht also nicht darum, welchen Humor ich mir selber erlaube, sondern, welchen Humor das Publikum erträgt.

Worüber lachen die Schweizer am liebsten?

Über das, was ihnen am nächsten ist. Als Oberentfelden noch keine Kehrtrichtersackgebühr hatte, mustest du Witze über die Unterentfelder machen. Ober- lacht gern über Niederbuchsiten – und umgekehrt. Das ist in Kärnten oder Kentucky nicht anders.

Sind Sie schon mal so richtig ins Fettnäpfchen getreten?

Über das, was ihnen am nächsten ist. Als Oberentfelden noch keine Kehrtrichtersackgebühr hatte, mustest du Witze über die Unterentfelder machen. Ober- lacht gern über Niederbuchsiten – und umgekehrt. Das ist in Kärnten oder Kentucky nicht anders.

Sind Sie schon mal so richtig ins Fettnäpfchen getreten?



«Es bleiben nur noch die Extreme übrig, um die Eltern zu schockieren. Denn gekifft, gerockt und gesoffen haben die schon selber»

Ob eines Auftritts erwache ich heute noch schweissgebadet. Man muss wissen, dass es in der Schweiz Landfrauenvereine gibt und gemeinnützige Frauenvereine. Aus Versehen habe ich vor gemeinnützigen Frauen gesagt: Gäu, wir Landfrauen sind cooler als die gemeinnützigen. Das war etwa so schlimm, wie wenn ich vor FCZ-Fans GC gelobt hätte.

Sie haben zehn Jahre lang eine Kolumne über das Leben als Hausmann geschrieben. Was unterschätzen Männer am meisten am Hausfrauendasein?

Dass man 24 Stunden und 7 Tage parat sein muss. Morgens um drei Uhr erbricht ein Kind, abends um elf entdecke ich noch eine Spinnwebwebe. Jeder Arbeiter hat irgendwann mal Feierabend. Aber die Hausfrau muss ständig präsent sein, ein pausenloser Chrampf.

Was haben Sie als Mann anders gemacht als eine Hausfrau?

Vielleicht bin ich pingeliger. Genau so, wie sich Frauen in der Berufswelt oft doppelt beweisen müssen, wollte ich mich in der Frauendomäne doppelt beweisen. Aber ich arbeite daran, die gläserne Backofentür nicht mehr halbstündlich zu polieren.

Was hat Ihre Frau kritisiert, wenn sie abends von der Arbeit heimkam?

Nichts. Das ist das Grossartige an meiner Frau. Denn will man die Rollenverteilung voranbringen, braucht es vor allem eine Partne-

rin, die loslässt, auf die Rolle als Supermami verzichtet. Rief ein Kind nach mir statt nach dem «Mueti», gab es ihr anfänglich bestimmten einen Stich ins Herz.

Während der zehn Jahre Ihrer Kolumne ist der Anteil Hausmänner in der Schweiz von 0,6 Prozent auf 3,5 Prozent gestiegen. Ihr Verdienst?

Dies mir zuzuschreiben, wäre jetzt ein bisschen gewagt. Aber ich habe Fussballkameraden, alle eine Generation jünger als ich, die jetzt erst Väter werden und mich unter der Dusche neuerdings fragen, wie man das denn mache mit dem Schoppen und dem Aufteilen der Arbeit zwischen Mutter und Vater. Das rührt mich sehr. Solche Gespräche gab es unter Fussballern vor 15 Jahren noch nicht.

Eigentlich erstaunlich, dass erst ein Mann Hausfrau werden musste, um dem Beruf Respekt zu verschaffen.

Furchtbar, ich weiss. Eigentlich hatte ich von den Frauen hundertfachen Protest erwartet, dass sich ein Mann mit ihren Federn schmückt. Aber es kam ein einziger böser Brief, positive Rückmeldungen hingegen korbweise.

Warum haben es die Frauen nicht selber geschafft, den Beruf cool zu machen?

Leider haben die Feministinnen, die für den Eintritt der Frauen in die Berufswelt kämpften, gleichzeitig die Hausarbeit abgewertet. Sie betonten nie, beides habe seinen Wert.

Mein Credo war, die Hausarbeit wieder aufzuwerten. Bei Männern muss man das halt clever machen.

Wie?

Man muss ihnen sagen, dass es der anspruchsvollste Job der Welt sei, Family-CEO und Facility-Manager zu sein, noch dazu unglaublich bereichernd und lustig. Wenn du einem Mann sagst, es sei ein Scheissjob, langweilig und mühsam, wird er sich nicht dafür erwärmen.

Das Problem ist doch, dass Männern, die daheimbleiben und den Haushalt machen, die Frauen davonlaufen.

Das sagt ein spanischer Macho vom Instituto Juan March in Madrid. Gemäss einer Studie der kalifornischen Riverside University dagegen wird der Sex in der Ehe umso besser, je mehr der Mann im Haushalt mithilft. Ich halte mich an die Kalifornier.

Hatten Sie nie Angst, Ihre Männlichkeit zu verlieren?

Unsinn, ich habe sie doch nie aufgegeben! Leider hält sich in den Köpfen das Bild von Hausmännern in Latzhosen und Birkenstöcken. Völlig überholt! Ich zum Beispiel blieb immer im Fussballclub, habe Gangsta-Rap gehört und während YB-Spielen so primitiv aufs Spielfeld gerufen, dass sich meine Kinder schämten – falls dies denn männliche Attribute sind.

Sie fahren mit 50 auch immer noch Rollbrett oder sammeln Panini-Bilder, nun sogar von der Frauen-Fussball-WM. Wie peinlich ist Ihren Kindern der berufsugendliche Vater?

Das frage ich mich manchmal auch. Aber wenn ich allein mit dem Rollbrett unterwegs bin, sehen sie mich ja nicht. Ich mich selber auch nicht, denn ich fände mich wohl auch peinlich. Mein Sohn hat zum Glück kein Problem damit, nicht nur mit seinen Freunden skateboarden zu gehen, sondern auch mit mir. Aber natürlich nie mit beiden aufs Mal.

Und die Tochter?

Ihr zuliebe ging ich mal eigens nicht an ein Konzert des Rappers Macklemore. Ich hätte ihn so gern live gehört, fand aber, das Erlebnis gehöre ihr allein. Sie schrieb dann per SMS: «So schade, dass du nicht hier bist!» Beim nächsten Macklemore-Konzert ging ich mit. Und obwohl alle im Publikum meine Enkel hätten sein können, hat sich meine Tochter nicht für mich geschämt. Ich liess freilich den Kapuzenpulli daheim.

Immerhin.

Einmal machte ich in Hip-Hop-Klamotten einen Schulbesuch. Da befand die Tochter, sie wolle mich nie mehr so an der Schule sehen! Seither trage ich an solchen Anlässen einen Kittel.

Müssen sich Kinder von ihren Eltern heute noch abgrenzen?

Das scheint nicht mehr so wichtig zu sein wie früher. Wie wollten Jugendliche sich heute noch abgrenzen? Neonazis werden? Oder sich einen Gesichtsschleier überstülpen wie Frau Illi vom Islamischen Zentralrat? Es bleiben nur noch die Extreme übrig, um die Eltern zu schockieren. Denn gekifft, gerockt und gesoffen haben die schon selber.

Hand aufs Herz: Gibt es gar nichts an den Jungen, was Sie aufregt?

Wenn ich im Tram meine Ruhe haben will und eine Gruppe Jungs rumpöbelt, stört mich das schon. Ich mag dann auch nicht immer das Notizheft herausnehmen und meine Beobachtungen festhalten. Kürzlich ärgerte ich mich, weil Jugendliche ihren Abfall auf die Strasse warfen. Ich fragte mich dann aber rasch, warum ihnen niemand beibringt, dass sich solches nicht gehört. Noch irritierender war der zweite Gedanke.

Nämlich?

Dass wir das alles früher auch taten.